GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Der Südsudan: Begegnung mit zwei BürgerInnen eines neuen Staates

Böhm, Andrea

2011

https://doi.org/10.25595/3281

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Böhm, Andrea: *Der Südsudan: Begegnung mit zwei BürgerInnen eines neuen Staates*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 20 (2011) Nr: 2, 113–118. DOI: https://doi.org/10.25595/3281.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Der Südsudan: Begegnung mit zwei BürgerInnen eines neuen Staates

ANDREA BÖHM

Im Register der UN-Mitgliedsstaaten ist der jüngste Staat der Welt unter der Nummer 193 eingetragen: Republik Südsudan, am 9. Juli 2011 offiziell ausgerufen, am 14. Juli 2011 mit feierlicher Zeremonie in die Vereinten Nationen aufgenommen. UN-Generalsekretär Ban Ki Moon und die Generalversammlung gratulierten, die Fahne wurde gehisst, die südsudanesische Delegation gelobte, „einen starken, funktionstüchtigen Staat aufzubauen und die Träume und Ziele unseres Volkes zu erfüllen." Es klang wie ein Happy End zu einem Horror-Film: Nach Jahrzehnten eines Bürgerkriegs zwischen dem christlich-afrikanischen Süden und dem islamistisch-arabischen Norden, der 2005 nach fast zwei Millionen Toten endete, bekommt der Süden endlich seine Freiheit – und seinen Staat.

Doch natürlich wusste jedeR im Festsaal der UN: Mitgliedsland Nummer 193 ist weniger eine souveräne Nation als ein gigantisches Krisengebiet – 600.000 Quadratkilometer groß mit ungesicherten oder unklaren Grenzen. Amerikanische FriedensaktivistInnen, darunter eine Phalanx von Hollywood-Stars, angeführt von George Clooney, warnen stetig vor einem neuen Krieg und einem „Genozid des Nordens gegen den Süden" – eine nicht sehr konstruktive Panikmache. Bei allem Drohpotenzial Khartums sind die gegenwärtigen existenzbedrohenden Probleme des Südsudan eine Kombination aus Kriegsfolgen und hausgemachten Krisen. Von den geschätzten neun Millionen EinwohnerInnen (genaue Bevölkerungszahlen gibt es nicht) ist mindestens ein Drittel auf Nahrungsmittelhilfe angewiesen. Die durchschnittliche Lebenserwartung geben einige internationale Hilfsorganisationen mit 49, andere mit 42 Jahren an, die Analphabetenquote liegt bei 85 Prozent. Nach Berechnung der NGO „Save The Children" stirbt jedes vierte Kind vor seinem fünften Lebensjahr. Es gibt kaum Straßen, Schulen oder Krankenhäuser, dafür eine aufgeblähte, undisziplinierte Armee, einen hohen Verbreitungsgrad von Schnellfeuergewehren in der Zivilbevölkerung sowie reichlich Konfliktpotenzial zwischen 65 ethnischen Gruppen der neuen Republik. ExpertInnen warnen vor einem *pre-failed state*, einem vorab gescheiterten Staat und die UN bereiten sich auf eine Langzeit-Mission vor.

Bei der Aufzählung der Krisenfaktoren fehlt einer merkwürdig oft. Merkwürdig, weil er in anderen Konfliktgebieten, in denen die internationale Gemeinschaft massiv interveniert, eine große Rolle spielt. Im Südsudan werden Frauenrechte massiv verletzt. Die traditionelle wie auch die kriegsbedingte Gewalt gegen Frauen ist enorm hoch, die Militarisierung des Männlichkeitsbildes durch den jahrelangen Krieg eine massive Gefahr für den Frieden.

Doch anders als im Fall Afghanistan, Bosnien oder Kongo gibt es diesbezüglich keine nennenswerten Kampagnen, in den internationalen Medien kommt das Thema kaum vor. Dabei ist es in Gesprächen mit SüdsudanesInnen omnipräsent.

Archaische Traditionen treffen auf Gleichstellungsbemühungen

Malakal, eine Hafenstadt am Weißen Nil, unweit der neuen Grenze zum Nordsudan. Die BewohnerInnen gehören überwiegend zu den Ethnien der Dinka, Nuer und Shilluk. Ein Zentralmarkt, mehrere Moscheen und Kirchen. Umgangssprache ist arabisch. Werbetafeln preisen die neuesten Handytarife an, Eselskarren, Dreiradtaxis, und weiße UN-Geländewagen verkeilen sich auf den ungeteerten Straßen. Elisabeth Mayik Lual arbeitet hier als Moderatorin einer lokalen Radiostation. Eine schlanke, sehr große Frau vom Volksstamm der Dinka. Die Dinka sind die größte und politisch übermächtige Gruppe im Südsudan, was immer wieder zu Konflikten mit anderen Gruppen führt. In Mayik Lual Radioshow spielt das vorerst keine Rolle. Die Sendung ist ein multiethnischer Kummerkasten und Debattierclub. AnruferInnen beschweren sich über hohe Preise für Hirse, Zucker und Benzin, diskutieren, welche Stammestraditionen im „neuen Südsudan" noch Geltung haben sollen, fragen nach Heilmitteln gegen Kinderlosigkeit, suchen immer wieder VermittlerInnen für Fehden zwischen Klans oder Dörfern.
Allein im ersten Halbjahr 2011 sind im Südsudan über 1500 Menschen bei gewaltsamen Auseinandersetzungen ums Leben gekommen. „Meist geht es los mit Landstreitigkeiten", sagt Mayik Lual, „oder Viehdiebstählen. Weil die Brautpreise massiv gestiegen sind, werden immer mehr Rinder geklaut."
Über zwei Drittel der SüdsudanesInnen leben in ländlichen Gegenden, die meisten sind Viehzüchter. Rinder sind quasi heilig. Die Größe der Herden bestimmt den sozialen Status des Besitzers und die Anzahl der Ehefrauen, die er sich leisten kann. Mit Rindern wird der Brautpreis bezahlt, wobei ein hoher Preis nichts über die Wertschätzung der Frau aussagt. Mädchen sind oft nicht mehr als eine Ressource, um den Wohlstand der eigenen Familie und des eigenen Klans zu erhöhen: „Über einen toten Bullen wird mehr getrauert als über eine tote Frau oder ein totes Kind", heißt es.
In Nachkriegsgesellschaften steigt die Zahl der Hochzeiten oft rapide, denn sie vermitteln ein Gefühl wiederkehrender Normalität – auch, was die Wiederherstellung traditioneller Geschlechterverhältnisse angeht. Doch die ökonomischen Strukturen sind zerstört, ebenso das Preisgefüge. Bei den Dinka, sagt Mayik Lual, koste eine Frau derzeit 100 Rinder und mehr, bei den Nuer würden um die 50 Tiere verlangt, die Shilluk hätten eine „flat rate" von zehn Rindern pro Braut, was zumindest in dieser Gruppe den Viehdiebstahl eindämme. Südsudans Bevölkerung ist jung, zwei Drittel der BewohnerInnen sind unter 30, die Hälfte unter 18. Je mehr Männer im heiratsfähigen Alter, desto größer der Bedarf an Rindern. Je höher der Brautpreis, desto höher die Anzahl von Vergewaltigungen. Auf diese Weise kommt es oft zu einer billigeren „Versöhnungshochzeit" zwischen Täter und Opfer, um so die „Schande" von der Familie der Braut zu tilgen. Je höher der Brautpreis, desto höher auch die Quote

an Viehdiebstählen, die in der Regel eine Vergeltungsaktion des bestohlenen Klans nach sich ziehen. Früher wurde das mit Speeren oder Messern ausgetragen. „Heute", sagt Mayik Lual, „hat hier jeder eine Kalaschnikow." Kleinwaffen in Haus und Hütte – auch das ist ein Erbe des Krieges.
Sie selbst wurde im Alter von 20 Jahren für „nur" 36 Rinder an einen Offizier verheiratet. Oft werden Mädchen mit dem Eintreten der Menstruation „vergeben" an Männer, die ihre Väter oder Großväter sein könnten. Kaum ein Mädchen absolviert mehr als zwei Jahre Schulbildung, die Analphabetenquote liegt bei Frauen deutlich höher als bei Männern.
Über ihren Gatten verliert Mayik Lual in unserem Gespräch kein Wort. Sie sei jetzt „wahrscheinlich 46 Jahre alt", wie sie sagt, habe sechs Kinder groß gezogen. Lesen und Schreiben lernte sie erst, als sie im Krieg mit ihrer Familie nach Khartum floh. Nach ihrer Rückkehr in den Süden half sie beim Aufbau von Schulen für Erwachsene, vor allem Frauen. Inzwischen gehört sie zu einem Netzwerk von AktivistInnen – die Mehrheit Frauen – die in jenen lokalen Konflikten zu vermitteln suchen, die schnell zu Mini-Kriegen eskalieren können. Konflikte, die in ihren Anfängen von UN-Kräften oder einem ohnehin kaum präsenten Staat gar nicht wahrgenommen werden. Zuletzt hat sie zwischen zwei verfeindeten Klans einen „Friedensvertrag" mit ausgehandelt. Darin verpflichten sich beide Seiten, Konflikte um Weideland, Wasserstellen und Brautpreise ab sofort in Beschwerdekomitees auszutragen. Außerdem soll eine Polizeistation zwischen beiden Gemeinden errichtet werden, wofür allerdings erst noch eine Straße gebaut werden muss. Die Verhandlungen beinhalteten das typische Programm westlicher Friedenspädagogik (Rollenspiele mit Stammeschefs, Anti-Aggressionstraining mit männlichen Jugendlichen, Empowerment für Mädchen und Frauen) und wurden schließlich traditionell durch die Schlachtung eines weißen Bullen besiegelt.
Das Problem: Bis auf weiteres ist nichts von einem Staat zu sehen, der die nötige Straße und die Polizeistation bauen würde.

Verschwommene Frontlinien: Frauenrechtsverletzungen im Süden werden kaum thematisiert

Elisabeth Mayik Luals Biografie beschreibt eine der Paradoxien des Bürgerkriegs: Er trieb Hunderttausende Menschen aus dem christianisierten, aber archaischen Süden in eine unter Scharia stehende, aber moderne Großstadt, die gerade Frauen erstmals Zugang zu Bildung bot. Diese Rückkehrerinnen tragen nun neue Rollenbilder in die Nachkriegsgesellschaft des Südsudan. In dieser Gesellschaft ist Polygamie die Norm, Gewalt gegen Frauen gilt als Ausweis von Maskulinität, Ehrenmorde werden als „Tod durch Malaria" verbucht. Die enorm hohe Müttersterblichkeit geht unter anderem darauf zurück, dass in manchen Regionen traditionelle Tabus Frauen den Verzehr proteinhaltiger Nahrung verbieten. Das passt nicht so recht zum herrschenden Narrativ der internationalen Presse: Demnach wollte eine islamistische – und damit qua definitionem frauenfeindliche – Zentralregierung in Khartum den

christlichen Süden mit brutaler Gewalt arabisieren und islamisieren (und versucht ähnliches inzwischen auch in der westlichen Provinz Darfur).
Nichts daran ist falsch, das Problem liegt in der Vereinfachung. „Der Süden" erhielt den Status eines heroischen „guten" David, der gegen „den Norden", einen übermächtigen „bösen" Goliath, kämpfte. Doch die Frontlinien zwischen beiden Seiten sind sehr viel verschwommener, nicht zuletzt, weil sich die arabische und afrikanische Bevölkerung im Sudan in den vergangenen Jahrhunderten stark vermischt hat. Zweitens passen zu dieser Dichotomie weder die von südsudanesischen Rebellen verübten Menschenrechtsverletzungen, noch der Umstand, dass die Rechte von Frauen in weiten Teilen des christianisierten unterentwickelten Südens ähnlich missachtet werden wie in weiten Teilen des muslimischen unterentwickelten Afghanistan. Das erklärt, warum Gender-Themen im Allgemeinen und Gewalt gegen Frauen im Besonderen im Südsudan derzeit nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es gibt zwar bis hinunter auf Gemeindeebene „Büros für Gender-Angelegenheiten", aber kaum Hilfs- und Versorgungsangebote für Opfer sexualisierter Gewalt. Diese Gewalt gilt bis auf weiteres als hinnehmbares Problem. Anders als in Afghanistan und im Kongo, wo sie phasenweise zur Ursache allen Übels erklärt wurde, übt die internationale Gemeinschaft kaum Druck auf die südsudanesische Regierung aus, daran schleunigst etwas zu ändern.
Nun kann man darüber streiten, wie viel solcher Druck bewirkt und ob er genuin ist. Im Kongo haben internationale Hilfsorganisationen das Gender-Thema allein auf sexualisierte Kriegsgewalt gegen Frauen reduziert, was inzwischen einigen Schaden angerichtet hat. In Afghanistan diente die Parole vom Kampf für Frauenrechte weniger den betroffenen Frauen als der Legitimierung einer militärischen Intervention. Gender-Dynamiken von außen zu forcieren, ist nie von Erfolg gekrönt. Doch bestehende Dynamiken zu erkennen und, wo möglich, zu unterstützen, kann Erstaunliches bewirken. Diese Erkenntnis ist inzwischen in unzähligen Studien über „Gender and Peacebuilding" oder die Konstruktion von Maskulinität in Konfliktgebieten nachzulesen. Umso mehr verwundert es, dass das Heer der internationalen HelferInnen, das ja schon seit Jahren im Land ist, offenbar nur wenig auf die Lebenserfahrungen der Südsudanesen zurückgreift. Dabei begegnen ihnen potenzielle Akteure tagtäglich bei der Arbeit.

Komplexe Männlichkeitskonstruktionen

Malakal, Büro der NGO „Norwegian People's Aid" (NPA), die schon zu Kriegszeiten im Südsudan aktiv war: Nothilfe, Landrechte, Aufbau der Landwirtschaft gehören zu den Aktivitäten von NPA. Ein Treffen mit Tut Bol Chan, 34 Jahre alt, Agrarexperte und ehemaliger Soldat der Südsudanesischen Volksbefreiungsbewegung (SPLA), der Rebellenarmee des Südens.
Er ist im Alter von 15 Jahren in die SPLA eingetreten. Nach westlicher Definition war er ein Kindersoldat, nach hiesiger Tradition „gerade ein Mann geworden." Kurz zuvor hatte man ihn dem traditionellen Ritual unterzogen, bei dem männliche Ju-

gendliche durch Messerschnitte im Gesicht in die Welt der Erwachsenen eingeführt werden. Die Narben bleiben ein Leben lang und geben Aufschluss über die ethnische Zugehörigkeit. Tut Bol Chan ist Nuer, Angehöriger der zweitgrößten Ethnie. „Ich dachte damals, es ist der schönste Tag meines Lebens. Ich war erwachsen und konnte endlich meine vier Brüder rächen, die im Krieg von den Arabern getötet worden waren."

Über seine Kriegserfahrungen will er zunächst nicht reden, doch während des Gesprächs tauchen sie immer wieder auf wie Luftblasen an der Wasseroberfläche: „Wir hatten unsere Waffen, aber sonst nichts, nicht mal Sandsäcke, um uns gegen die feindlichen Kugeln zu schützen. Ich habe Schießstände aus den Leichen meiner Kameraden gebaut. So ein Körper wird in der Sonne ja steinhart, dahinter kann man sich gut schützen."

Mit 20 Jahren verließ er die Truppe, mit 23 (da herrschte bereits Waffenstillstand) lernte er Lesen, Schreiben und Englisch, absolvierte danach ein Studium der Agrarwissenschaften in Kenia – ein erstaunlicher Kraftakt angesichts seiner Lebensgeschichte. Er schöpft Stolz aus seiner Fähigkeit, sechs Kinder und zwei Frauen ernähren zu können. Eine ist seine Schwägerin, die nach dem Tod des Bruders „mir zugeteilt wurde. Sie musste ja weiter versorgt werden". Diese Praxis nennt man „Witwen erben", üblich auch im Kongo. Der Wille der Frau spielt keine Rolle, ebenso wenig die geltenden Gesetze des Südsudan, die diese Praxis verbieten. Die älteren seiner Kinder hat Tut Bol inzwischen auf Internate nach Uganda geschickt, wo ihnen eine deutlich bessere Ausbildung zuteil wird als sie im Südsudan möglich wäre.

Auch die Töchter? „Auch die Töchter!" Keines seiner Mädchen, so beteuert er zumindest, solle das Haus ohne Schulbildung verlassen. Auch würde er seine Söhne auf keinen Fall in einen neuen Krieg schicken – auch sie sollen eine Ausbildung machen. Hat er sie nach Brauch der Nuer mit Narben initiieren lassen? „Nein, um Gottes Willen. Und sollte irgendein Chief das bei meinen Kindern versuchen, dreh ich ihm den Hals um. Wenn man mit den Narben im Gesicht im Ausland herum läuft, in Nairobi oder Kampala, weiß jeder sofort, wo man herkommt. Dann steht man da wie ein Idiot, ein Hinterwäldler aus dem Busch."

Plädoyer für ein erweitertes Verständnis von Gender in der sudanesischen Gesellschaft

Wen und was repräsentieren Elisabeth Mayik Lual und Tut Bol Chan in diesem neuen Staat? Zahlenmäßig gewiss eine Minderheit. Nur wenigen Rückkehrerinnen gelingt es, so aktiv und forsch in aktuelle Konflikte zwischen Klans, Ethnien und den Geschlechtern einzugreifen wie Mayik Lual. Und nur ganz wenigen Kriegsveteranen ist ein so erstaunlicher Aufstieg gelungen wie Tut Bol Chan. Der hat – und das ist wiederum typisch für Veteranen – bei aller Kriegsmüdigkeit keineswegs die Kriegermentalität abgelegt. Zwar sollen seine Söhne nie durchmachen, was er durchgemacht hat. Doch auf die Frage, welche Aufgaben der neue Staat nun zuerst

erledigen muss, antwortet er: „Die illoyalen Elemente im Land erledigen." Gemeint sind jene Milizen, die einst Teil der SPLA waren, sich nun aber nicht ausreichend an den Töpfen der Macht im neuen Südsudan beteiligt sehen und nun einen Kleinkrieg gegen das eigene Land führen. Dahinter stecken ethnische Konflikte und materielle Ansprüche, dahinter steckt aber auch ein Heer von Jungmännern, die ihre gesamte Jugend als Kämpfer verbracht haben und sich nun in der Nachkriegsgesellschaft ohne Belohnung und ohne Respekt behandelt sehen: Es gibt keine Jobs, keine Gesundheitsversorgung, keine Möglichkeit, die versäumte Schulbildung nachzuholen. Es gibt keine psychosoziale Betreuung: Über die Gräuel des Krieges zu reden, die Massaker, Vertreibungen, Vergewaltigungen (auch von Männern), ist (anders als im Kongo) tabu. Denn es hieße, auch die Verbrechen der eigenen Rebellen zu thematisieren.

Nichts an diesem Szenario ist neu. All diese Phänomene sind typisch für Gesellschaften, die Kriege hinter sich haben. Im Südsudan fallen sie aufgrund der Armut und des Zusammenpralls zwischen Tradition und Moderne brutaler aus – auch und gerade im Widerstand gegen Frauenrechte, die in diesem Kontext als weiterer Affront gegen ohnehin schon erschütterte männliche Rollenbilder wahrgenommen werden. Umso mehr verwundert es, dass die internationale Gemeinde aus UN und NGOs in Nachkriegsländer wie den Südsudan immer noch einen Gender-Begriff importiert, der vor allem als Förderung von Frauen und Mädchen verstanden wird. Dass deren Förderung dringend nötig ist, steht überhaupt nicht zur Debatte. Dass sie fast zwangsläufig einen backlash in der jeweiligen Gesellschaft erzeugt (wie gut am Beispiel Afghanistan oder Bosnien zu sehen ist), ist ebenfalls klar. Doch die Wucht dieser Gegenreaktion hängt auch davon ab, wie viel beim Aufbau eines Staates aus Ruinen in die Konstruktion von Männlichkeit investiert wird, die sich nicht auf den Besitz einer Kalaschnikow stützt. Für so etwas gibt es keine *grand strategies* oder *quick impact projects.* Für so etwas gibt es nur kleine lokal verwurzelte Initiativen wie die VermittlerInnen rund um Elisabeth Mayik Lual, die mehr Unterstützung und NachahmerInnen brauchen. Oder die *South Sudan Wrestling Company.* Die hat ein junger Harvard-Absolvent gegründet, der als Kind aus dem Südsudan in die USA geflohen war. Ringen ist ein feierlicher, natürlich Männern vorbehaltener Volkssport im Südsudan wie in vielen afrikanischen Ländern. Die *South Sudan Wrestling Company* organisiert seit einigen Monaten multiethnische Turniere, auch zwischen Gruppen, die sich während des Krieges bekämpft haben. Der Erfolg ist viel versprechend: Aus den Turnieren werden kleine Volksfeste, aus denen wiederum kleine Märkte entstehen. Jeder Kämpfer erhält ein Startgeld, manche verdienen pro Turnier 200 bis 400 Dollar. Dafür kann man, je nach Region und Preislage, ein, zwei oder drei Rinder kaufen.